

ASIATISCHE FACETTEN

Kapitel 10 – Vietnam

„Urwaldfeeling, Wassermassen, neue Freunde“

Während der Bus am Morgen Richtung Süden rast, regnet es ununterbrochen, doch erstaunlicherweise zeigt sich nach einer Stunde endlich die Sonne, die vorbeiziehenden Wiesen und Felder dampfen. Beim Erreichen der Stadt Ninh Binh herrscht bestes Reisewetter. Während der Fahrt lerne ich einen Franzosen in meinem Alter kennen, der zwei gewaltige Hartschalenkoffer mit sich herumschleppt und, wie er mir in einer Mischung aus Englisch und Französisch zu erklären versucht, auf den Spuren seiner Vorfahren ist, die bis in die 60er Jahre in Indochina gelebt haben. Bei einem Zwischenstopp, wir bekommen Tee und süßen, grünen Reiskuchen serviert, öffnet er eines der Aluminiumungetüme und der Einblick lässt mich auflachen. Wecker, Kompass, Besteck, Brillen, Schreibzeug, Fernglas und etliche nützliche und unwichtige Reiseutensilien bilden einen bunten Haufen. Das ganze Zeug füllt nicht einmal ein Drittel des sperrigen Gepäckstücks und hätte in einer Handtasche Platz. Auch er lächelt, zuckt mit den Schultern und meint, die Dinger eignen sich gut, um darauf zu sitzen. Brillante Logik, wenn man bedenkt, wie viel Zeit beim Reisen mit Warten vergeht. Der Typ ist mir sofort sympathisch und in den nächsten vier Wochen laufen wir uns in ganz Vietnam wieder und wieder über den Weg.

In Ninh Binh, einer Stadt am Highway nach Süden, etwa 120 Kilometer von Hanoi entfernt, erfahre ich, dass es keine regelmäßigen Verbindungen in den 40 Kilometer westlich gelegenen Nationalpark Cuc Phuong gibt.

Ich stehe gerade vor einem Hotel, dessen Restaurant sieht einladend aus und der Chef hat nicht viel zu tun. Wir kommen schnell ins Gespräch, das übliche Woher und Wohin, plötzlich ruft er aufgeregt nach hinten. Seine Frau erscheint, erklärt mir freudig, dass sie bis Anfang der 90er Jahre in meiner Geburtsstadt Karl-Marx-Stadt gelebt und gearbeitet hat. Während des Mahls setzt sich die Unterhaltung munter fort, ich bekomme Tipps und Ratschläge, zum Schluss ist noch ein Schlangenschnaps fällig, währenddessen wartet ein, von meinen Gastgebern gerufener Mopedfahrer auf mich. Wie einem seine Vergangenheit manchmal nützlich sein kann! Der Fahrer hat sogar einen Helm für mich dabei, keinerlei rennfahrerische Ambitionen und bringt mich sicher in den Urwald. Er liefert mich am Eingang des 250 Quadratkilometer großen Nationalparks ab und gibt mir seine Handynummer, falls ich ein weiteres Mal einen motorisierten Untersatz brauche.

Und das Glück verlässt mich weiterhin nicht! Am Eingang zum Park gibt es einige Bungalows zu mieten, ich habe freie Auswahl. Keiner hier, außer mir. Allerdings sind die Preisvorstellungen der jungen Leute, die sich um die Vermietung kümmern, den Eintritt kassieren und die Guides stellen, absurd. Ohne Führer keinen Eintritt in den Dschungel! Außerdem ist ein Moped oder wenigsten ein Fahrrad erforderlich, denn die Distanzen sind lang. Man bietet mir zwei Übernachtungen, zwei Tagestouren mit Führer, der, man glaubt es kaum, stolzer Besitzer eines Mopeds ist. Wahrscheinlich haben in Vietnam nur Touristen keines. Von den finanziellen Forderungen abgeschreckt, erbitte ich Bedenkzeit, woraufhin die angeblich festgelegten Preise flexibel werden. Nach einigem Feilschen sind alle einigermaßen zufrieden. Ich komme in einem gemütlichen, sehr sauberen Bungalow unter, Thàng, mein Guide und Fahrer, steht bereit und bringt mich als erstes zum Primatenzentrum.

Auf Initiative eines Biologen aus Dresden und mit Hilfe der Zoologischen Gesellschaft

Frankfurt 1993 gegründet, widmet man sich mit viel Liebe und Sachverstand der Erforschung, Erhaltung und Auswilderung seltener Primaten. Erst 1991 entdeckten zwei deutsche Biologen in diesem Nationalpark eine ausgestorbene geglaubte gibbonähnliche Affenart. Diese Delacour-Languren werden wegen ihrer Fellzeichnung auch „Kurze-Hosen-Affen“ genannt. Der Bestand im Nationalpark, ihrem anscheinend letzten Rückzugsgebiet, wird auf 50 Exemplare geschätzt. Einige von ihnen leben, neben anderen seltenen und vom Aussterben bedrohten Gibbon-, Lori- und Makakenarten, in großzügigen Gehegen. Die drollig wirkenden Affen werden umfassend studiert, gepflegt und betreut. Studenten aus zoologischen Fachrichtungen absolvieren Praktika. Das gesamte Zentrum ist zweifelsfrei professionell angelegt. 120 Tiere 15 verschiedener Spezies werden in Etappen auf ein Leben in der Freiheit vorbereitet. Die Tiere wurden hilflos, manchmal verletzt im Dschungel gefunden oder aus der Gefangenschaft von Wilderern und Tierhändlern befreit. Dank der detaillierten Kenntnisse meines Führers ein überaus lehrreicher Rundgang

Anschließend ein Abstecher in das Besucherzentrum des Parks. Dort präsentiert eine kleine, recht einfache Ausstellung Wissenswertes über den Tier- und Naturschutz im ältesten Nationalpark des Landes, der von Ho Chi Minh persönlich eingeweiht wurde. Hinterher werde ich in den Dschungel gefahren, ein großes Tor öffnet sich und ich werde ausgewildert. Ein separater Teil des Urwaldes, ungefährlich, weil eingezäunt, soll für die nächsten zwei Stunden mein Revier sein. Thàng holt mich am Tor wieder ab, nur bitte nicht den Weg verlassen und alles angreifen. Ich werde mich hüten! Zu beiden Seiten des Weges sind zahlreiche Pflanzen und Bäume mit den lateinischen und englischen Namen beschildert. Außer Vögeln höre und sehe ich keine anderen Tiere, das ganze wirkt eher wie ein riesiger Botanischer Garten. Irgendwie habe ich das Zeitgefühl verloren, denn plötzlich kommt mir Thàng entgegen gefahren und reißt Witze über fleischfressende Pflanzen. Im Bungalowcamp erwartet mich ein einfaches Abendessen. Später sitze ich vor meiner Hütte, das nächtliche Konzert des Waldes beginnt, Zeit zum Nachdenken und Entspannen. Gegenüber der Besucherbungalows wohnen einige einheimische Familien, sitzen beieinander, unterhalten sich, nackte Kinder rennen spielend umher, von irgendwo klingt leise Musik. Idylle!

Affengekreisch weckt mich am Morgen. Die Dschungelbewohner brüllen und keifen mit ihren Artgenossen im Affenschutzzentrum um die Wette. Welch ein Sound! Kurzes Frühstück bevor eine Tour der ganz speziellen Art folgt. Über eine gut befestigte Straße fährt Thàng mit mir einige Kilometer in den Nationalpark, weiter geht's zu Fuß. Das Ziel: Einige sehr alte Bäume (*Terminalia myriocarpa*), etwa zwei Stunden entfernt. Der Weg: Nicht erkennbar! Das Klima: Subtropisch. Nach 10 Minuten juckt, kratzt, sticht es am ganzen Leib und es schlingen sich Dinge um mich, die ich sonst lieber nur von weitem betrachte. Durch aufgeschreckte Nashörner und nervöse Bären im Dschungel von Nepal einiges gewohnt, ist das hier in sofern speziell, da es zu meinem Verdruss über scharfkantige Felsen auf- und abwärts geht. Das Festhalten an Bäumen bringt nur bedingt Hilfe, denn dadurch fallen wiederum andere Wesen auf mich herab, die besser im Geäst hätten bleiben sollen. Nach einer Weile gelingt es, meine Befindlichkeiten zu ignorieren und ich beginne die Tour zu genießen. Thàng klettert, springt, kriecht, balanciert erzählend vorneweg, ich folge konzentriert und lausche seinen interessanten Ausführungen. Im Park gibt es eine Vielzahl seltener und endemischer Tierarten, wovon man die Säugetiere selten zu Gesicht bekommt, da diese sich vor den zahlreichen Wilderern verstecken. Das Frühjahr wäre die beste Zeit, um mehr als 400 Schmetterlingsarten zu beobachten und Orchideenliebhaber

jubilieren zu lassen. An einer Quelle kurze Rast, die saubere Luft macht paradoxerweise Appetit auf Tabak. Also sitzen wir rauchend und schweigen. Wunderbar! Weiter geht es und immer tiefer hinein in einen der letzten Primärwälder Vietnams. Langsam gelingt es mir besser, meinem Guide relativ lautlos zu folgen, nur manchmal bleiben wir kurz stehen und er zeigt mir skurrile Insekten, Vögel, Amphibien und botanische Besonderheiten. Über 500 Kräuter und medizinische Pflanzen wachsen in diesem Urwald! Wenn durch die Kronen der gewaltigen Bäume und das dichte Unterholz die Sonne bricht, ergeben sich bizarre Lichtspiele. Mein Guide steht mit einem Male zwischen Wurzeln, die ihm bis über die Schultern ragen und den Baum wie hölzerne Trennwände seitlich abstützen. Ihre Enden schlängeln sich wie Drachenschwänze über den Waldboden. Da ist er also, der Methusalem unter den Bäumen. Am anderen Ende des Nationalparks gibt es noch einen Baumriesen, der mit 1000 Jahren fast doppelt so alt ist. Unglaublich! Ungefähr fünf bis sechs Meter Durchmesser, den Blick in die Krone verhindert das dichte Grün des Dschungels. Wir sitzen auf den gewaltigen Wurzeln, trinken vom mitgebrachten Wasser und staunen. Auf dem Rückweg überlässt mir Thàng die Führung, muss mich auf der gesamten Strecke nur zweimal korrigieren und freut sich über mein gutes Orientierungsvermögen. Als wir nach fünf Stunden die Straße erreichen, kann ich ihn mit einem blutgetränkten Hemdsärmel schockieren, da sich einige Bluteigel an mir berauscht haben. In der Nähe wollen wir eine Höhle besichtigen, und praktischerweise verkauft dort ein Freund von ihm Getränke. Auf dem Moped duscht uns der erfrischende Fahrtwind und fünf Minuten später die eiskalte Limonade. Nachdem wir lange genug gesessen haben, beginnt eine Kletterei über steile Stufen und Leitersprossen bergauf zur „Cave of prehistoric man“. Eine geräumige Höhle, in der Spuren steinzeitlichen Lebens gefunden wurden. Die rund 7500 Jahre alten Knochen, Werkzeuge und anderen Dinge werden derzeit irgendwo untersucht und ausgestellt. In der Höhle selbst gibt es nichts zu sehen. Im Schein seiner Taschenlampe folge ich Thàng durch schmale Gänge und einzelne Räume tiefer hinein. Dann löscht er das Licht und versucht mit animalischen Geräuschen mich und einige nachfolgende Besucher zu erschrecken. Kurz darauf „bärisches Gebrüll“ hinter ihm, seine Taschenlampe leuchtet sofort wieder auf und vor Schreck geweitete Augen starren mich an. Obwohl selbst erschrocken, kann ich lachen, da meine Ratio nicht zulässt, an Tiere zu glauben, die derart grausame Geräusche verursachen. Und behalte recht. Aus den Tiefen der Steinzeitbehausung kommen zwei Vietnamesen und halten sich die Bäuche. Vor dem Eingang finden wir einige verunsicherte Besucher, die sich wegen des infernalischen Gebrülls gar nicht erst herein trauten. Thàng versucht den Leuten zu versichern, dass alles nur ein Scherz war und keinerlei Gefahren lauern, doch ihre skeptischen Blicke bleiben.

Die Tour ist nun leider zu Ende. Wir fahren zurück, essen gemeinsam und Thàng bietet mir an, mich am nächsten Morgen zum Bus nach Hanoi zu bringen. Vor der Tür meines Nachbarbungalows stehen zwei Aluminiumkoffer, zehn Minuten später auch deren Eigentümer. Der Franzose mag ebenfalls kaltes Bier und so klingt der Tag aus. Wieder sitzen, schauen und den Geräuschen des Urwaldes lauschen.

Auf einer kleinen, aber gut ausgebaute Straße, vorbei an Wiesen, Feldern und winzigen Dörfern fahren wir am Morgen nach Nho Quan. Von da gibt es regelmäßige Busverbindungen nach Hanoi. Die Region ist landschaftlich ausgesprochen reizvoll. Mit ihren vereinzelt, bewachsenen Karstfelsen, auch Drachenberge genannt, wirkt die sanfte Hügellandschaft wie eine trockengelegte Halong Bucht. Die Gegend eignet

sich hervorragend für Radtouren, die Räder können in Nho Quan preiswert gemietet werden.

Ein fast schrottreifer Bus steht parat, die letzte Sitzreihe bietet reichlich Platz und schnell hole ich mir etwas Verpflegung an einer der allgegenwärtigen Garküchen. Über eine Straße, die gerade im Entstehen begriffen ist, quält sich das Vehikel Richtung Nationalstraße Nummer 1, die legendäre Hauptverkehrsader, die Hanoi und das 1700 Kilometer südlich gelegene Saigon miteinander verbindet. Später setzt sich ein Mann zu mir, der trotz seiner leprageschädigten Hände, den fehlenden Zähnen und einer etwas ungepflegten Erscheinung, eine fröhliche Ausstrahlung mitbringt. Er schleppt bündelweise Tageszeitungen mit sich herum, die er geschickt mit den verbliebenen Handstümpfen transportiert und unter die Menschen zu bringen weiß. Mit eindeutigen Gesten bittet er mich um Zigaretten. Da der Bus sowieso keine Fensterscheiben mehr hat, dürfte der Zigarettenqualm eigentlich niemanden stören, doch der Gehilfe des Busfahrers erscheint und beginnt zu jammern. „No smoking, no smoking!“ Ich gebe ihm drei Zigaretten und er zieht kommentarlos ab. Ist das schon Korruption?

Stunden später erreichen wir Hanoi. Exorbitante Preisforderungen der Taxifahrer und die Weigerung, den Taxameter zu benutzen, zwingen mich, den Busbahnhof zu Fuß zu verlassen. Anfangs noch orientierungslos frage ich mich zum „Old Quarter“, der so genannten Altstadt, durch und stehe nach einer halben Stunde Fußmarsch mitten drin. Im Reisebüro hole ich das bestellte Ticket für den Nachtzug nach Hue ab, checke meine E-Mails und dabei wird mir schlecht! Richtig übel, wird mir doch aus der Heimat mitgeteilt, dass ein Paket, das ich aus Korea nach Hause schickte, zwar den Ritt übers Meer geschafft hat, aber im Rahmen des Zustellverfahrens in Berlin verlustig ging. 20 belichtete Diafilme meiner Reise durch Russland und Südkorea einfach ins Ungewisse verschwunden! Hiobsbotschaften dieser Art verderben mir nicht nur die Laune, sondern auch den Appetit. So bekommt bei einem letzten Besuch in meinem Stammlokal der Koch nicht viel zu tun. Bei einer Kanne Tee die Aufregung setzen lassen, Gedanken ordnen, beruhigen. Nach einer Stunde geht es mir schon etwas besser, außerdem kann ich von hier aus sowieso nichts unternehmen und muss mich auf die angebotene Hilfe in Deutschland verlassen. Zum Abschied steckt mir Thi Ha, die liebenswerte Studentin, die mich vor Tagen in dieses Restaurant gelotst hatte, einen kleinen Brief zu, mit der Bitte, ihn erst zu öffnen, wenn ich im Zug sitze. Wir waren uns von Anfang an sehr sympathisch, hatten uns immer mal wieder unterhalten, wenn ihre Arbeit es zuließ und nun ein Abschiedsbrief. Ob ich zurückkomme? Gute Reise und viel Glück, all das bekomme ich mit auf dem Weg. Im Bahnhof wartet der Zug Richtung Süden. Während ich in dem 4er Abteil mein Bett beziehe, erklingt aus den Bordlautsprechern ein Disko-Hit aus den Siebzigern: „Oneway ticket to the moon“. Immer wieder die passende musikalische Untermalung beim Zugfahren in Asien. Zwei Vietnamesen schieben sich noch herein und machen den Eindruck schon stehend zu schlafen. Sie belegen sofort die obersten Betten und beginnen leise zu schnarchen. Kurz nach 22:00 Uhr rollt der Zug aus der Stadt und ich öffne den Brief. War mir heute Mittag noch schlecht wegen unbedeutender Diafilme, wird mir jetzt bei diesem Liebesbrief wieder ganz anders. So viel emotionales Auf und Ab an einem Tag! Bevor ich mit all den Gemütsbewegungen endlich in den Schlaf komme, wird mir noch ein Extra in Gestalt einer jungen amerikanischen Touristin serviert. Ihr gehört das noch freie Bett und kaum, dass sie sitzt, schildert sie mir ihr Leid. Probleme mit den Vietnamesen, dem Alleinsein und der Orientierung, denkbar schlechte

Voraussetzungen für entspanntes Reisen.

Der nächste Morgen. Rasch die Meute der Mopedfahrer und Schlepper vor dem Bahnhof in Hue hinter mir lassend, entferne ich mich. Frühstück, ein ruhiges, sauberes Hotel finden, erfrischen und ab auf Entdeckungstour. An einer Stelle, wo Vietnam nur 80 Kilometer breit ist, entstand zu Beginn des 19. Jahrhunderts während der Nguyen-Dynastie die Haupt- und Königsstadt Hue. 12 Kilometer vom Meer entfernt, am Parfümfluss gelegen, hielt sich die Identifikation mit der Monarchie und dem Konfuzianismus am längsten. Hier standen die Künste und Bildung im Vordergrund. Hier ließen sich Literaten inspirieren und während der Kolonialzeit breitete sich eine Beamten- und Geschäftsstadt aus. Als bekanntestes Wahrzeichen gilt die Zitadelle, eine weitestgehend verkleinerte Kopie des Kaiserpalastes in Peking. Im Krieg durch amerikanische Bomben sinnlos eingeäschert, taten das tropische Klima und herbstliche Taifune das Übrige. Die angespannte wirtschaftliche Lage des Landes lies einen schnellen Wiederaufbau nicht zu. Heute, da es Vietnam finanziell besser geht, besinnt man sich auf das kulturhistorische Erbe, auch ist der stetig wachsende Tourismus Motivation, architektonische Wahrzeichen zu pflegen oder sogar neu zu errichten. Inzwischen wurde die Zitadelle von der UNESCO zum Weltkulturerbe geadelt. Den ganzen Tag streune ich durch die weitläufige Anlage, besichtige Mausoleen, Pagoden, Tempel, Teile des Palastes, Wehranlagen. Anfänglich schickt die Sonne einige Strahlen durch den bleigrauen Himmel, am späten Nachmittag dann, ich bin auf dem Weg ins Hotel, bricht es los. Wassermassen stürzen herab, ich flüchte in ein Internet-Cafe. Der Regen wird so schnell nicht aufhören, lautet die Prognose des jungen Mannes, der den Laden betreibt. Er leiht mir einen Schirm, den ich ihm in den nächsten Tagen zurückbringen könne.

Am kommenden Morgen Regenpause. Ich will zu den Mausoleen verschiedener Könige. Diese liegen etwas außerhalb des Stadtzentrums und während der Wanderung entlang einer kleinen, aber betriebsamen Straße erhalte ich erstaunliche Einblicke in den vietnamesischen Alltag. Geschäftigkeit wohin man schaut. Da werden Waren verpackt und geliefert, Tischler und Schlosser hobeln und schweißen vor ihren Werkstätten. Radios, PCs und Fernsehgeräte werden repariert oder ausgeschlachtet, eine Fahrradwerkstatt hat sich über den Gehweg ausgebreitet, dazwischen Frauen, die aus großen Bambuskörben Obst, Gemüse und Kräuter verkaufen. Am faszinierendsten finde ich, wenn sich die Wohnzimmer zur Straße hin öffnen. Da schläft eine alte Frau auf der Couch, der Enkel krabbelt auf dem Fußboden umher, spielt, und dessen Mutter betreibt aus der Wohnung heraus einen kleinen Laden, indem sie allerlei Nützliches und Süßigkeiten anbietet. Im Hintergrund steht der Hausaltar mit Blumen, einem winzigen Schrein, und ein Bündel Räucherstäbchen geht in Rauch auf, während darüber der Fernseher lärmt. Meine Hemmungen stehenzubleiben und dem freizügig präsentierten Familientheater beizuwohnen, kann ich nur schwer ablegen. Es bleiben Momentaufnahmen, Fragmente, Lächeln und Lachen auf beiden Seiten. Oft reicht das aus. Ich fühle mich nicht als Eindringling und hoffe, die Leute empfinden ebenso.

Eine Frau ist am Kochen und stillt dabei ihr Kind. Beim Vorbeilaufen lächelt sie, ruft mir etwas zu und bietet mir Suppe an. Ein Stuhl wird von drinnen gebracht, eine volle Schüssel gereicht. Während sie weiter das Baby stillt, erzählt sie, ohne dass ich ein Wort verstehe. Ihren Gesten und Blicken nach zu urteilen, geht es wohl ums Wetter und meine langen Beine. Nach der Suppe gibt es Kaffee. Ein lächerlicher Betrag wird fällig. Für solche Momente lohnt es sich zu reisen!

Die Zahl, der an diesem Tag besichtigten Grabstätten und historischen Monumente hält sich in Grenzen, da das Leben auf der Straße fesselnder ist und der Himmel am Nachmittag wieder seine Schleusen öffnet. Eine fahrende Plastikplane stoppt neben mir, der Fahrer appelliert an meinen gesunden Menschenverstand und besteht darauf, mich mit seiner Rikscha durch die Gegend zu fahren. Keine Gegenwehr meinerseits! Wir bringen den Schirm zurück, er radelt zum Fluss, wo wir dann im strömenden Regen in seiner Rikscha sitzen, Bier trinkend. Am Abend finden wir sogar mein Hotel wieder. Er bietet sich noch an, mir einen Club zu zeigen, schöne Mädchen und so, aber ich möchte diesen Tag nicht mit Abzocke ausklingen lassen.

Der altersschwache Bus quält sich jaulend, rußend über den Berg. Glücklicherweise vereitelt der weiterhin strömende Regen die rennfahrerischen Ambitionen unseres Buslenkers. Am Vormittag habe ich Hue verlassen und bin auf dem Weg in das südlicher gelegene Hoi An, in der Hoffnung, dass es jenseits des Wolken-Pass - der Wetterscheide des Landes - endlich trockener wird. Obwohl ich direkt hinter dem Fahrer sitze, ist die Aussicht nicht gerade überwältigend. Wolken verhindern den Blick auf Berge und Meer, nur beidseitig der Straße überflutete Grundstücke und vor uns schwimmende, schlingernde Fahrzeuge. Neben mir ein sichtlich verliebtes Pärchen. Sie schmiegen sich aneinander, halten Händchen, ihre Augen strahlen. Nach einer Weile spricht mich der frisch gebackene Ehemann an. Hochzeitsreise für drei Tage. Erst die Feier in Hanoi, dann zu ihrer Familie ins Bergland und nun nach Hoi An zu seiner Sippe. Für eine große Hochzeit mit allen Verwandten hat das Geld noch nicht gereicht, aber sie wollten nicht länger warten. Jetzt haben sie wenige freie Tage, in denen sie mit Freunden und der Familie Essen gehen und ein wenig feiern. Ich bin eingeladen, er nennt mir das Restaurant, die Straße. In einem Anflug von selbstgefälliger Souveränität verzichte ich auf schriftliches Notieren. Dummkopf!

In Hoi An das übliche gezielte Umherirren bei der Unterkunftssuche, doch auch hier wird meine Geduld belohnt. Neu erbaut, wie so vieles hier, reinlich, preiswert und komfortabel. Am Abend dann die vergebliche Suche nach der Lokalität. Bin mir des Straßennamens nicht mehr sicher, den Kneipennamen habe ich vergessen und Stippvisiten in diversen Restaurants bleiben erfolglos. Schade, hätte ich doch nur...! Selber schuld!

In den malerischen Gassen der Altstadt finde ich ein kleines Lokal. Zwei Westler jenseits der 60 sitzen trinkend in der Ecke, ordern ihre Bestellungen vietnamesisch, ein gewaltiger Fisch mit senkrechtem Maul füllt ein Aquarium, über der Küchentür blickt von einem verblichenen Porträt Onkel Ho – so wird der Staatsgründer Ho Chi Minh liebevoll genannt - verständnisvoll auf die Umtriebigkeit der neuen Zeit. Während der Fernseher Nachrichten und ähnlich Absurdes und Merkwürdiges sendet, tagt darunter der Familienrat. Mindestens drei Generationen hocken beieinander, diskutieren, lachen und telefonieren, ich scheine zu stören. Kein Problem, wird mir signalisiert. Speisekarte gibt es nicht, doch eine der freundlichen Frauen bemüht sich, mir mit ihren wenigen englischen Worten das Angebot zu erläutern. Von Fisch ist die Rede, Nudeln und Suppe. Das passt immer. In der Küche beginnt das Wirbeln. Die beiden Senioren im Eck werden immer ruhiger, blicken sinnierend in ihre Gläser, wirken traurig. Nachdem sie fort sind, erfahre ich vom jüngsten Sohn des Hauses, dass die zwei Amerikaner regelmäßig Gäste sind, leben in der Gegend, haben anscheinend mit ihrer Vergangenheit zu kämpfen, deshalb wohl auch mit Gegenwart und Zukunft. Der gebratene Fisch ist dann doch nicht der Schwimmer aus dem Aquarium, dafür ebenso prachtvoll. Muscheln, Reis, Suppe, Gemüse, Salat, Soßen

und Obst. Bekomme ich noch Gäste? Die Familie ist wieder an den Tagungstisch zurückgekehrt und ich genieße.

Mit überfülltem Magen fällt der anschließende Spaziergang schwer, tut trotzdem gut. Ich lasse mich durch die Gassen des restaurierten, geschichtsträchtigen Stadtviertels treiben. Künstler und Kunsthandwerker fertigen Holzschnitzereien, Steinmetzarbeiten, bunte Papierlampen, Schirme, Keramiken und zahlreiche andere kunstvolle Objekte. Schneiderwerkstätten locken mit günstigen Preisen und schnellem Service.

Hoi An besaß einstmals einen bedeutenden Hafen und war zur Zeit der Nguyen-Könige der wirtschaftliche Mittelpunkt Zentralvietnams. Chinesen, Japaner und Europäer waren seit dem 16. und 17. Jahrhundert ansässig, schufen ein wichtiges Handelszentrum zwischen Orient und Okzident, das durch politische Machtkämpfe an Bedeutung verlor. Der Fluss Thu Bon begrenzt die Altstadt im Osten. Die zahlreichen Häuser an seinem Ufer stammen aus der Kolonialzeit und man bekommt das Gefühl, irgendwo in Südfrankreich zu sein. Kleine, gemütliche Cafés, Bars und Restaurants locken mit europäischen Drinks und Speisen, berieseln und quälen mit dezenten oder grausamen musikalischen Klängen, warten auf Kundschaft. Viel los ist Anfang Januar nicht. Gelegentlich setzt der Fluss etliche der alten Gebäude bis zu drei Meter unter Wasser, Markierungen an und in den Häusern erinnern an die Rekordmarken. Die Schäden sind erheblich. Die UNESCO versucht zu helfen, Touristen bringen Geld und vielleicht gelingt es, den Charme der Stadt noch einige Zeit zu erhalten. Im Foyer meines Hotels treffe ich Megan und John wieder, diesmal in Begleitung ihres japanischen Freundes Satoshi, der sich seit einigen Jahren auf einer ausgedehnten Weltreise befindet. Unserer Wiedersehensfreude helfen wir mit japanischem Gin auf die Sprünge, dazu der übliche Erfahrungsaustausch und parallel dazu soll mir das Pokern beigebracht werden. Sie in die Regeln des deutschen Skatspiels einzuweißen, könnte nicht schwieriger sein. Das permanente Verlieren ist meiner guten Laune nicht abträglich, der Gin Tonic entfaltet seine Wirkung. Es ist spät, als wir in die Betten kommen.

Ein strahlender Morgen lädt zum Stadtrundgang. Mit einem Sammelticket ist es möglich, verschiedene Tempel und alte Handelshäuser zu besuchen und zu deren Erhaltung und Restaurierung einen kleinen Beitrag zu leisten. Ich beginne mit der japanischen Brücke, die einst das chinesische mit dem japanischen Stadtviertel verband. Es folgen die Versammlungshallen der Chinesen aus Kanton, Trieu Chau und Hainan, ein reich verzierter Tempel mit qualmenden Räucherspiralen, sowie ein kleines Museum für Geschichte und ein weiteres, in dem Keramiken gezeigt werden, die aus verschiedenen Orten stammen, mit denen Hoi An Handelsbeziehungen unterhielt. In den engen Gängen des Marktes lasse ich mich an Obst- und Gemüseständen vorbei schieben, dränge durch den weniger appetitlichen Bereich der Fleischer und bleibe neugierig bei den Heilkräuter- und Haushaltswarenhändlern stehen. Zwischendurch gibt es Nudeln, scharfen Salat, kaltes Lemon-Soda und heimischen Tabak. Obwohl oder weil ich schon unzählige besucht habe, ziehen mich asiatische Märkte immer wieder magnetisch an. Stundenlanges Stöbern, Staunen und Probieren werden nie langweilig.

Am Nachmittag weitere Kulturgeschichte. Das fast 200 Jahre alte Handelshaus der chinesischen Familie Tan Ky ist hervorragend instand gehalten, obwohl die Hochwasser das Untergeschoss wiederholt fluten. Sicherlich ist dies dem soliden Baustil und der Verwendung von Jackfrucht-Holz für die Balken zu verdanken. Exquisite Schnitzereien, Intarsienarbeiten und die Tatsache, dass das Haus noch

heute von einer großen Familie bewohnt ist, lohnen den Besuch. Freundlich führt eine junge Frau mich herum, erklärt in Englisch und freut sich über mein Interesse. Im Erdgeschoss liegt das reich verzierte Wohnzimmer, über einen kleinen Innenhof erreicht man die Küche und den rückwärtigen Ausgang zum Fluss. Dort wurden die Waren angelandet und direkt in die Lagerräume der oberen Etage gebracht, um sie vor Überflutung zu schützen. Da derzeit nicht viel Besucherandrang herrscht, bleibt Zeit für einen Tee und süßes Gebäck, wobei mir ein japanisches Pärchen und die junge Frau Gesellschaft leisten, um nun ihre Neugier zu befriedigen.

Abends ein gemeinsames Essen mit Megan, John und Satoshi. Die beiden Australier unterhalten mit Anekdoten aus Japan und Satoshi klärt über einige Merkwürdigkeiten seines Landes auf. Auf dem Weg zurück ins Hotel erleben wir eine Open Air Modenschau. Sehr hübsche vietnamesische Teenager präsentieren auf einer Bühne Modisches für beiderlei Geschlecht. Nicht alltägliches Design, dazu die unverzichtbare Popmusik. Die Models sind sicher keine Profis, geben sich aber selbstbewusst, lächeln und suchen in der Menge mit scheuen Blicken nach bekannten Gesichtern. Gerade die etwas amateurhafte Abwicklung und die Neugier und offene Freude von Hunderten Zuschauern macht die Veranstaltung zu etwas ganz Besonderem. Sympathisch!

Weiterreise am folgenden Mittag. 30 Kilometer in den Norden, nach Da Nang. Vorher werde ich zum wiederholten Male mit der maßlosen Gier nach Dollars konfrontiert. Nga, eine hilfsbereite, sympathische Mitarbeiterin meines Hotels hatte ich gebeten, mir ein Zugticket von Da Nang Richtung Süden zu organisieren, da ich langes Anstehen auf dem Bahnhof vermeiden wollte. Dass dafür eine Servicegebühr fällig wird, versteht sich von selbst, doch das die junge Frau dafür mehr kassiert, als das eigentliche Ticket kostet, ist dreist. Ich bemerke das erst, als sie mir kurz vor der Abfahrt meines Busses die Fahrkarte überreicht. Auf meine Frage nach dem Grund der Preisbeschleunigung verschwindet sie. Da mein Bus wartet, bleibt keine Zeit mehr für klärende Worte. Schade, wieder mal geschickt abgezockt, und nun dieses schale Gefühl und den Ärger darüber mit sich herumschleppen. Ich gebe mir Mühe, mich abzulenken, die schlechten Gedanken auszublenden. Es gelingt, doch ständig mit diesem Argwohn reisen zu müssen, trübt das Vergnügen von Zeit zu Zeit und fordert die Geduld. Reisen als Therapie!

Nach einigen Kilometern passieren wir ein Dorf, in dem eifrige Steinmetze die nahe gelegenen Marmorberge zu lebensgroßen Buddha- und Jesusfiguren umformen. Auch Löwen und Drachen in allen Wachstumsphasen sind erhältlich. So verschwindet eine Gebirgslandschaft in den Wohnzimmern und Gärten dieser Welt.

Da Nang, Provinzhauptstadt, 400 000 Einwohner, Hotel an der Hauptstraße, Dampfbadbesuch, zeitig ins Bett. Um 5:30 Uhr muss ich zum Zug, doch so früh am Morgen ist hier niemand wach. Ich bin im Hotel eingesperrt, weder hinter der Rezeption noch in der Küche finde ich Personal. Erst das Klopfen und Rufen an verschiedenen Türen bringt mir den Schlüsselgewaltigen. Dafür wartet vor dem Haus schon ein Mopedfahrer und jagt mit mir über noch leere Straßen zum Bahnhof. Dass ich es gar nicht eilig habe, interessiert den Rennfahrer nicht – Rasen macht Spaß!

Den Vorabkauf des Tickets hätte ich mir sparen können. Kein Gedränge am Fahrkartenschalter, im Zug jede Menge Platz. Habe mich einmal mehr anstecken lassen von den Bedenken und Ängsten der Herausgeber individueller Reiseführer.

Es folgen zwölf anstrengende Stunden. Der Zug, durchaus bequem und sauber. Doch Terror kommt von der Decke. Überall TV-Geräte, die mit Zug internem Programm in

aggressiver Lautstärke nerven. Zu mindestens mich. Die Vietnamesen schauen neugierig, können ignorieren oder stoisch ertragen. Gemessen an dem, was dieses Volk bereits ertragen musste, eine Kleinigkeit. Unterhaltung in dieser Form gilt hier als Fortschritt und Komfort. Ich widme mich Bildern hinter den anderen Scheiben. Eine frühmorgendliche Prozession zieht durch ein Dorf, die Leute festlich herausgeputzt. Mehrmals tauchen Friedhöfe auf. Die Grabstätten zumeist aus Beton, orange gestrichen. Felder von Vogelscheuchen bewacht, Papayaplantagen, Dörfer, kleine Ortschaften und dazwischen viel Grün. Fruchtbar scheint das Land, intensiv bewirtschaftet.

Bei der abendlichen Ankunft in Muo Hang verlässt mit mir ein sichtlich gestresstes Pärchen aus Irland den Zug. Sie wollen ebenfalls nach Mui Ne. Für die 35 Kilometer gibt es um diese Zeit nur die Möglichkeit einer Taxifahrt und selbst das muss erst geordert werden. Wir warten solange in einer Kaschemme in Bahnhofsnähe, erfrischen uns mit kaltem Bier. Um einen wuchtigen Billardtisch drängeln sich zehn kleine Jungs. Obwohl einige von ihnen gerade mal einen Kopf größer sind als der Tisch und die ältesten vielleicht 12 Jahre, führen sie fachmännisch das Queue. Manche rauchen verstohlen. Die Erwachsenen in dem Lokal scheint das nicht zu tangieren - merkwürdige Form der Kinderbetreuung. Nach 20 Minuten kommt ein japanischer Minibus, unser Taxi. Der Fahrer pflegt einen ruhigen, fast vorsichtigen Fahrstil. Was wahrscheinlich daran liegt, dass wir bei völliger Dunkelheit ohne Licht unterwegs sind, erst kurz vor Mui Ne schaltet er die Scheinwerfer ein. Seltsam, seltsam!

Das erstbeste Hotel bekommt mich als Gast. Beim Abendessen treffe ich zwei Frauen aus Magdeburg, wir haben uns schon in Hoi An kennengelernt. Über ihre Entscheidung in einem teuren Hotel zu nächtigen, sind sie nicht besonders glücklich, denn dort nerven arrogante, rücksichtslose Russen mit lautem respektlosen Benehmen. Das höre ich nicht zum ersten Mal. Auch was sie sonst über den Ort und Strand zu berichten wissen, klingt nicht besonders einladend. Ich werde morgen eigene Erkundungen vornehmen, um mir ein Bild zu machen, doch eine gewisse Skepsis bleibt.